

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuyß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der alte Schauspieler stöhnte leise auf. „Entsetzlich.“ — Lange saß er dann in dumpfes Hinbrüten versunken. Walter schwieg gleichfalls. Eine tiefe Ruhe war in dem niedrigen Zimmer.

Endlich sagte Pieter de Ruyster langsam und leise zu ihm: „Ich weiß nun, wie der Tote dazu kam, Ihnen so nahe von mir zu sprechen. Es war bald nach dem Hofball, am Abend der Nacht, da sich der alte Thomas zum ersten Male zeigte, und ich eines Nachmittags in diesem Zimmer am Fenster, an dem anderen Fenster saß meine Tochter. Da kam der Professor durch das Schloßgäßchen und ging an unserm Hause vorüber.“

anderes festzustellen erschien ihm vorläufig noch ungleich wichtiger und rasch fragte er: „Sie sagten, der Hofrat habe Sie zu dem Mummenschanz überredet?“

Der Schauspieler nickte und beteuerte, daß er wirklich angenommen, es handele sich nur um einen Scherz.

„Um etwas anderes kann es sich natürlich nicht gehandelt haben,“ entgegnete Walter, „aber ein törichter, unüberlegter und folgeschwerer Scherz war es, und nun ich die beiden Hauptpersonen dieses Scherzes kenne, werde ich die Sache sofort zur Anzeige bringen.“ Er sprang auf und erregt kam es über seine Lippen: „Sie dürften sich wegen groben Unfugs zu verantworten haben.“

„Grober Unfug“, wiederholte der Alte. „Ich kenne die deutschen Gesetze nicht und weiß nicht, um was für einen Paragraphen es sich handelt, aber das weiß ich, daß der Hofrat weder an einen kleinen Scherz noch an einen groben Unfug dachte, als

er die alte Spukgeschichte zum Leben erweckte.“

„An was soll er denn gedacht haben?“ fragte Walter langsam, seine Nervenwaren aufs äußerste angespannt.

„Der Hofrat wußte, daß der Professor Berner leidend war, daß ein Schreden ihn leicht töten könnte,“ wagte sich die Antwort flüsternd hervor, „und nach des Professors Tod sollte der stets in Geldnöten schwelgende Schwiegerjohn des Hofrats Galeriedirektor werden. Ein Posten, mit einem guten Einkommen.“

Ein mühsam unterdrückter Schrei antwortete. „Das ist ja —“ Walter brach ab, um dann zu vollenden „das ist ja beinahe wie ein vorsätzlicher Mord!“

Die Lippen des Schauspielers preßten sich fest aufeinander, wie ein völlig Erschöpfter saß er da, nur seine Augen folgten jeder Bewegung des Jüngeren, der mit ein paar großen Schritten



Deutsche Kriegskinder in der Kieler Frauenklinik. (Mit Text.)

Person wohl am meisten beschäftigte, mag in ihm die Erinnerung an mich wieder erwacht sein, wie er mich früher sah. Und wer das Antlitz meiner Tochter einmal vergißt es kaum jemals wieder,“ stolz sprach er das letzte. „Es war es Walter klar, wie der Professor auf die ihn zuerst und seltsam anmutenden Worte gekommen, aber etwas

das Zimmer durchquerte. — Das Gesicht des jungen Mannes drückte Zorn, Ekel und Empörung aus. Wäre der Hofrat jetzt zur Tür hereingetreten, er hätte ihm ins Gesicht geschlagen, aber gegenüber dieser elenden kleinen Zammergestalt im Lehnstuhl fühlte er sich beinahe machtlos.

„Ein fein ausgefülltes Bubenstück!“ rief er endlich zwischen den Zähnen hervor und da der Alte noch immer stumm blieb, trat er dicht vor ihn hin und sprach rauhen Tones: „Sie durften sich nicht dazu herbeilassen, eine derartige Gemeinheit zu unterstützen.“

Mit einem Male schien wieder Leben in Pieter de Ruyter zu erwachen. „Ich sagte Ihnen ja, wie das alles so kam. Bei meiner Seligkeit, ich hätte mich niemals dazu hergegeben, hätte ich gesehnt, welche Motive den Hofrat bewegten, da er mich zu dem kleinen Scherz überredete.“ Lebhafter ward sein Sprechen: „Als ich den Herrn Professor in jener Nacht umsinken sah, erschrak ich wohl, aber erst, als ich von seinem Tod hörte, lauschte ich herum, und da erfuhr ich erst, wie leidend er gewesen und erfuhr auch, wer die Anwartschaft auf die Nachfolge des Generaldirektors hatte.“ Er erhob sich mit einem Ruck: „Und da, mein Herr, in jenem Augenblick, da erkannte ich mit Schauern, ich hatte an einem Verbrechen teilgenommen. Beim Leben meiner Tochter schwöre ich's Ihnen, so verhält es sich.“

„Ob wohl auch der Schwiegerjohn des Hofrats im Komplott war?“ fragte der Ingenieur statt einer Antwort.

„Das glaube ich nicht,“ meinte Pieter de Ruyter, „wenn er auch leichtsinnig ist, so traue ich ihm doch nichts Niedriges zu.“

„Nun das wird ja die Untersuchung ergeben“, kam es über des anderen Lippen.

„Untersuchung?“ Der Alte leuchte es fast. „Sie wollen die Sache also wirklich dem Gericht übergeben?“

„Muß ich nicht?“ Walter sah den Schauspieler kaum dabei an, „und zwar tue ich das sofort. Ihre Reise werden Sie freilich noch ein wenig aufschieben müssen.“ Er machte eine Bewegung zum Gehen.

Doch der Alte stürzte sich ihm in den Weg. „Erbarmen, Herr, ich bitte Sie, ich flehe Sie darum an,“ er vergaß jetzt völlig Adas Anwesenheit im Nebenzimmer, „wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen —, seine Stimme wollte ihm nicht mehr gehorchen, er zitterte und war dem Zusammenbrechen nahe.“

„Ich tue nur meine Pflicht“, Walter legte seine Hand auf die Türklinke.

„Was haben Sie davon, mich und mein Kind unglücklich zu machen!“ schrie der erregte Alte auf und seine beiden Hände klammerten sich um den Arm des anderen.

In diesem Augenblick flog die Tür des Nebentraumes zurück und Ada de Ruyter stand im Zimmer. Ihren Oberkörper umhüllte der bunte Seidenschal, den sie so gerne trug, und über dem wirren Farbungemisch wirkte der Mädchenkopf so fremdartig, so verblüffend und überwältigend schön, daß Walters erhobene Hand langsam vom Türgriff niedersank. Von dem Zauber des bestridenden blendenden Antlitzes gebannt, starrte der junge Mann darauf hin, als zeige sich ihm ein Wunder.

Fast minutenlang sprach keiner der drei Menschen ein Wort. Walter hätte nun gehen können, denn der alte Mann hatte ihn losgelassen und stand gebeugt und völlig unfähig, seiner Tochter die Situation zu erklären, neben ihm.

„Um Gotteswillen, Vater, was ist geschehen?“ zitterte es endlich in angstvoller Frage über Adas Lippen.

Pieter de Ruyter verharrte in stumpfem Schweigen, sein Kopf war plötzlich jedes Gedankens bar und nicht die kleinste Notlüge wollte ihm einfallen.

Die Augen des Mädchens gingen zwischen den beiden Männern hin und her, fragten und forschten, und da keiner der zwei zu verstehen schien, wie fieberhaft sie Antwort erwartete, kam sie raschen Schrittes auf den Schauspieler zu und ihn umschlingend, rief sie laut: „Ich beschwöre dich, Vater, mir zu sagen, was dieser Herr“, ein Seitenblick streifte den Ingenieur, „von dir will.“

„Mich dem Gericht anzeigen“, kam es tonlos aus dem Munde des Alten, ihm war's, als spräche er das gar nicht selbst.

Ada schrie auf: „Das kann ich nicht glauben, du, der beste, der edelste Mensch unter der Sonne, hast nichts getan, das die Öffentlichkeit zu scheuen hätte“, sie rief es leidenschaftlich und sah loderte in ihren dunklen Augen auf, die sich jetzt voll dem Fremden zuwandten.

Ada bediente sich ihrer Muttersprache, aber da Walter des Holländischen etwas mächtig war, hatte er das meiste verstanden. Er verwünschte es, so lange mit seinem Fortgehen gezögert zu haben, denn ein Unbehagen beschlich ihn unter dem Blick der großen machtvollen Mädchenaugen und ein Gefühl, als ob er diesem Mädchen ein Unrecht hätte zufügen wollen, fing an, ihn zu peinigen. Mit einem Male schien ihm das, was er noch vor kurzem für seine Pflicht gehalten, übertriebene Strenge und er

begriff nicht, weshalb ihn unter diesen fragenden, herrlichen Augen eine leise Beschämung überkam. Gleich einem ertappten Diebe stand er an der Tür. Er wußte, er konnte das Zimmer sofort verlassen, niemand würde ihn zurückhalten, aber seine Fährten sich nicht vom Fleck und unter dem flammenden Blick des jungen Mädchens flutete ihm eine Blutwelle bis zur Stirn.

Als sein ungeladener Besucher gar keine Miene machte, zu entfernen, regte sich in Pieter de Ruyter ein leises Pochen und in sein erbarmungswert blaßes Gesicht lehrte ein Hauch Farbe wieder.

Ada bemerkte die kleine Veränderung im Wesen und Aussehen ihres Vaters sofort und ihr Herz tat froheren Schlag. „Vater, seh' dich“, sie geleitete den Alten, der müde ging, zu dem Lehnstuhl, „und nun erzähle, was geschehen.“

Warte für sie scheinbar gar nicht mehr vorhanden.

Welche Fülle von Liebe für den Vater sich in der Art fand, wie das Mädchen ihn umfaßte und mit ihm sprach, dachte der junge Mann und ihm wollte es bedünken, es gäbe auf der ganzen Welt niemand, der das Recht hätte, sich störend zwischen beiden Menschen zu drängen, niemand, der das Recht hätte, das reine Bild des einen bei dem anderen zu verdunkeln. —

Selbst war doch soeben noch im Begriff gewesen, das zu tun, was er jetzt, tausendmal nein, dazu hatte er kein Recht, und dies unter dem Eindruck des ihn bestürmenden Gedanken.

Sanft und freundlich, sich Ada zuwendend, in gebrochener, gedämpfter Sprache: „Ihr Herr Vater hat Ihnen nichts, aber er hat gar nichts zu erzählen, mein Fräulein, und um ihm den Mund zu nehmen, unter dem er zu stehen scheint, möchte ich ihn noch einen Augenblick allein sprechen.“

Ada wechselte einen schnellen Blick mit dem Vater. Der Alte sagte: „Geh“, verließ noch einmal das Zimmer.

Da ging Ada ohne ein Wort.

Erwartungsvoll und aufgeregte sah der Schauspieler und mageren Finger krampften sich nervös um die Armlehnen des Stuhles. Leicht vorgeneigt sah er, mit gleichsam lauscherischem Gesicht, als könne er nicht schnell genug erfahren, was ihm da andere zu sagen hatte.

Herr de Ruyter, begann Walter und seine Stimme gedämpft, „reisen Sie in Gottesnamen zurück nach Holland, Sie werden Sie niemand hier zu halten versuchen.“

Der Alte taumelte empor: „Ist das wahr?“ Ein heller Schimmer zog über sein Gesicht. „Ich ahnte es, daß Sie mich jetzt sagen würden, und ich hoffte darauf, weil ich bemerkte, daß Sie unschlüssig Sie nach dem Eintritt meiner Tochter wurden.“

Der Ingenieur nickte. „Ihre Tochter liebt Sie und Sie und ich erkannte, ich dürfte nichts tun, Sie vor Ihrem Vater herabzusetzen.“ Er sah sinnend vor sich hin und fuhr dann fort: „Der Professor war schwer herzleidend, irgendein anderer Schreck hätte einen Tag später dieselbe Wirkung tun können, er ist tot und keinem geschähe ein Gefallen dadurch, daß die Geschichte in die Öffentlichkeit gelang.“

Keinem als mir, er in Gedanken hinzu und er dachte dabei an das Mißtrauen Magdas, das nun wohl für immer an ihm hängen bleiben würde.

„Nehmen Sie tausend Dank“, der Alte streckte ihm die entgegen und sein faltiges Gesicht sah förmlich jung aus. „Ihrer Tochter werden Sie nun irgendeine glaubwürdige Erklärung geben müssen, Sie sagten ihr vorhin, ich würde dem Gericht anzeigen“, meinte Walter.

Pieter de Ruyter schmunzelte: „Ein alter Komödiant so oft von den Brettern herab der Menge allerlei vorgegeben wird mit der einen Zuhörerin wohl auch fertig werden, und er erst sprach er weiter: „Glauben Sie mir, mein Herr, ich gehe ich nicht aus, die Erinnerung an das Geschehene wird noch oft quälen und peinigen, darüber weg komme ich nicht, aber ich darf nun wenigstens in den Augen meiner Ada bleiben, der ich bisher für sie gewesen.“

Er schob sich einen Schritt näher heran und in halben Ton sagte er unvermittelt: „Nun dürfen Sie natürlich auch dem Hofrat nicht vorgehen.“ Angst mischte sich wieder in seine Stimme, „denn sonst werde ich doch mit hineingezogen.“

„Ich sagte doch vorhin, die Öffentlichkeit wird nichts von mir erfahren“, gab Walter zurück, „also gehe ich um die Gerichte herum“, gab Walter zurück, „ein drohendes Licht sprang in seinen Augen auf, als er jedoch wurde ich dem Herrn Hofrat eine kleine, sehr, sehr Vorlesung halten.“

Der Alte machte eine zustimmende Bewegung. Ihm war ein Male so leicht und glücklich ums Herz, keine so graßlichen, marternden Angst, die sich vorhin um ihn gewickelt, eiserne Fesseln, war zurückgeblieben.

„Ada!“ rief er plötzlich laut.

Der Irrtum hat sich herausgestellt, Ada,“ rief der Tochter entgegen, „ich hatte den Herrn vollständig

hätten, ich erkläre dir das später, warf er ein, um dann fortzufahren: „Dieser Herr hat mir einen großen Dienst erwiesen, auch du ihm ein Wort des Dankes dafür.“

„Aber Herr de Ruyter“, wollte Walter abwehren, doch schon lag er ganz nahe an ihn herangetreten. Eine zartgeäderte Stimme war ihm: „Magst du es wohl bedenken, mynheer!“

Dicht vor ihm flimmerte das rotgoldene Geflocht des köstlichen Samtes, die nachttiefen Augen senten sich sekundenlang in die seinen und der kleine Mund lächelte, lächelte verwirrend.

Was war's, was plötzlich wie ein glühender Strom von dem jungen redenhaften Manne hinüberzog zu der armen Verkrüppelten, was sie für einen Herzschlag lang in einen Taumel von Begierde hineintrief. Eine glühende Rote zog plötzlich wie ein roter Schleier über das wunderbar schöne Gesicht Ada de Ruyters und zugleich erwachte in ihrer Brust ein jäher Schmerz. Sacht zog sich ihre Hand zurück, wie ein scheues, erschredtes Thierchen.

Walter hatte instinktiv gefühlt, was in dem Mädchen vorging und fast betroffen von der heißen Glut, die ihm aus den schwarzen Augen entgegengeleuchtet hatte, verabschiedete er sich mit raschem Schritt. Lange noch mußte er an diesen schönen Kopf denken, so berauschend, so unirdisch schön war und er malte sich aus, wie dieser schöne Kopf zu einem schlanken Frauenleibe gehört hätte. Zahllose Männer würden dann wohl Ehre und Seligkeit erworben haben für Ada de Ruyters Liebe.

Aber viel, viel länger gedachte Ada de Ruyter des hochgeachteten Mannes. Gedachte seiner noch, als sie längst in dem heimlichen Stüb, von Triumph zu Triumph, über die Bühnen der Heimat zog, dachte an ihn, wenn Beifall sie umbrausete, dachte an ihn, wenn sie einsam war, dachte an ihn, — durch den Herz in einer einzigen Minute Liebe und Entfagen kennen lernt, — bis an ihres Lebens Ende.

Kar zu gern war Direktor Bohl dem Rufe Frau Magdas gelangenen. Die zweimaligen Depeschen des Justizrats hatten ihn vorbereitet, daß irgendwas mit dem Gelde nicht in Ordnung zu sein schien, der Brief der schönen Witwe bestärkte ihn in dieser Vermutung.

Bei größerer Aufmerksamkeit denn je hatte der immer tabelhelle Direktor der Sprebent Toilette gemacht, als er die Treppe nach oben antrat. Im Couloir kamen ihm so allerlei Gedanken, deren er sich im ersten Augenblick zu erwehren vermochte, die sich aber unablässig wieder einfanden und ihm allerlei Vorstellungen zuflüsterten. Und williger, inner williger schenkte er diesen Gedanken Gehör, weil sie so schön, so verlockend waren.

Ein Arbeitsmensch, ein Mann der Pflicht war Heinrich Bohl nicht, so lange er zurückdenken konnte. Nachdem er das Gymnasium absolviert, trat er in ein Bankgeschäft ein und vom ersten Tage an, da er auf dem Kontorschemel saß, nahm er es mit dem ihm erwählten Berufe bitterern. Einen Streber nannten sie ihn später noch genannt in Paris, wohin er zu seiner weiteren Ausbildung ging.

Die jungen Franzosen, die auch während der Bureaustunden Gelegenheit benützten, sich über ihre verschiedensten Unterhaltungen, machten sich über den korrekten Deutschen aber nur heimlich und verstohlen wagten sie das, denn bei einem Abend- oder richtiger Nachtbummel war der Deutsche der amüsanteste Gesellschafter und die schiden Französinen mit der schmalen Taille, den hypermodernen Schuhen und den hochhackigen Schuhen, zeichneten den Deutschen besonders aus. Er konnte so lustig lachen, wußte so jede Anekdote zu erzählen, und gut zu küssen wußte er wohl auch. Als er lange Jahre die Baroness Stormberg kennen lernte, da sie im Begriff stand, Alex Berners Gattin zu werden, da zeigte sein Herz, das vordem nur für Ländelei und leichte Verstandnis zeigte, plötzlich die Liebe erwacht. Die vornehme Schönheit der Baroness entsprach dem Bilde, das er sich ausmalte, wenn er manchmal daran dachte, sich zu verheiraten. Aber sein weibliches Wesen hatte seither seinen Geschmack gekreuzt, das mit Frau Magda den Vergleich aushielt. Nun war diese Frau frei, konnte tun und lassen, was sie wollte. Immer noch war sie schön, ja, vielleicht jetzt, im Hoch- oder als vordem in ihren jüngsten Tagen. Seit Bohl am Tage der Witwe des toten Freundes wiedergesehen, war sein Herz immer und immer wieder bei ihr gewesen und dichter waren sie an ihre fette schöne Blondheit herangetreten, seine auf neue erwachten Männerwünsche.

Während der Zug so durch die Landschaft dahincilte, dachte Bohl seine Hoffnungen und Ausichten. Er hatte sich einen allgemein geachteten Namen errungen und war reich genug, für Magdas Schönheit den passenden Rahmen zu schaffen. Das war schon viel. Zudem sah er repräsentabel aus, war das, was man einen forschenden Mann nennt. Er hatte also genug Chancen in die Wagschale zu werfen. Er unterbrach sich selbst in seinen Träumereien durch ein Lächeln. Wohin steuerte denn seine Phantasie? Noch brauchte er sich wohl über seinen Wert oder Unwert nicht den Kopf zu zerbrechen. Der arme Freund lag ja kaum unter der Erde, die Kränze auf seinem Grabe waren kaum verweht. Aber er freute sich, Frau Magda wieder gegenüberzutreten, er freute sich, daß sie ihn selbst zu sich rief. Mit all seiner Kraft wollte er ihr zu Diensten stehen! Wie prächtig, daß sie seiner bedurfte, seines Rates, seines Beistandes. Und je näher der Zug ihn seinem Ziele zutrug, desto stärker ward eine leise Ungeduld in ihm. — Wie langsam sich die Räder drehen, mußte er denken, und dann schüttelte er den Kopf über sich selbst. Dabei fiel ihm ein, daß ihm einmal im Leben ähnlich zumute gewesen. Lange war das schon her, lange.

Aus zarten Schleiern schwebte die Erinnerung herauf. Die Sekundanerzüge zierte noch sein Haupt und er schlich im Nachmittagsdämmern eines Frühlingstages von Hause fort, um im Hinterstübchen einer Konditorei sein erstes Rendezvous abzuhalten. Eine kleine Konditorei am Rosenthalertor war es, wo ihn ein braunlodiges Mädel erwartete.

Er war siebzehn, sie fünfzehn Jahre, und ihre weißen Zähndchen blühten beim Sprechen so niedlich zwischen den zartroten Lippen hervor. Der Kuchen, den das Ladenfräulein mit dem verblähten frischen Altjungferngesicht ihnen brachte, war altbacken und krümelte, aber die heimliche erste Liebe in ihnen beiden war jung und frisch und süß. Das grüne, verschabte kurze Plüschsofa, auf dem das Mädel saß, dünkte ihm ein Königsthron und er huldigte seiner braunlodigen Königin.

Heinrich Bohl, der vielmachtige Bankdirektor, schaute verloren in die vorbeilebende Gegend. Die übereinandergespannten Telegraphendrähte glitten schnell, wie federnd, hoch und herab, geschneit auf und nieder, immer auf und nieder. So wie Menschenhände, ging es ihm durch den Kopf. Wo mochte sie jetzt weilen, das hübsche, lecke Backfischchen von damals mit den blutenden Zähnen? War wohl längst eine brave, züchtige Ehefrau und Mutter geworden, oder vielleicht ein Altjungferlein, wie die Verkäuferin in der kleinen verhaubten Konditorei? Vielleicht auch wußte sich irgendwo in der weiten Welt ein Hügel, unter dem das braunlodige Mädel schlief. Vielleicht das eine, vielleicht das andere — es war ja auch ganz egal —, in seiner Erinnerung blieb das Mädel lebendig, braunlodig und lachend für alle Zeit. — Ja, so wie einst, als er sich zu dem schlanken Schulmädel stahl, war ihm heute zumute. Erwartung, gemischt mit Unsicherheit, lag wie eine leichte Beklemmung auf seiner Brust und ganz im Hintergrund regte sich etwas Erwartungs- volles, Hoffendes, wie man es wohl nur zweimal im Leben empfindet: bei der wirklichen ersten Liebe, auch Jugendseselei genannt, und bei der ersten wirklichen Liebe. Und selbstbewußt wand die blonde Frau Magda plötzlich wieder vor dem Manne auf und verdrängte das schmale, braunlodige Mädelchen, jagte es mit gebietendem Blick weit hinein in die Vergangenheit.

Die Gegenwart riß herrlich die Macht an sich. — — — Innerlich fast sieberhaft erregt dem wichtigen Besuche des Direktors entgegengehend, hatte sich die schöne Frau nach außen hin doch völlig in der Gewalt, als ihr Maurer die Karte des Erwarteten überbrachte. So schnell hatte sie den Besuch kaum erhofft, wenn ihr auch ein Etwas sagte, der Direktor würde nicht lange säumen, ihrem Wunsche zu entsprechen.

„Verzeihen Sie vielmals, Herr Direktor, daß ich Sie bemühte,“ fing Frau Magda nach der Begrüßung an, „aber da Sie mir neulich Ihren Beistand so liebenswürdig zur Verfügung stellten —“ Sie wollte noch weiterreden, doch er unterbrach sie: „Verzeihen Sie über mich.“

Überaus ehrerbietig und zugleich stürmisch sagte es Heinrich Bohl und um die Lippen der blonden Frau zitterte ein schnell wieder verschwindendes geschmeicheltes Lächeln, sie wußte ja seit langen Jahren, wie sehr sie dieser Mann verehrte.

„Abgesehen kann ich mir ungefähr denken, gnädige Frau, weswegen Sie mich zu sprechen wünschten“, fuhr der Angekommene nach kurzer Pause fort.

Frau Magda sah den Direktor, der ihr gegenüber saß, erwartungsvoll an.

Das genügte für Bohl, gleich weiterzureden. „Die Depeschen des Justizrates, eigentlich erst die zweite, sowie Ihr darauf einlaufendes Schreiben, sagten mir deutlich, gnädige Frau, daß die von Ihrem Manne hinterlassene Summe, wenigstens die auf der Sprebent liegende Summe, nicht die von Ihnen erwartete Höhe beträgt.“

Frau Magda Berner neigte ein wenig das Haupt, das bedeutete, daß sich der Direktor in seiner Annahme nicht irre und dann meinte sie: „Laut Ihren Depeschen liegen auf der Spreebank hunderttausend Mark.“

Halb fragend klang es.

Heinrich Pohl machte eine kleine Verbeugung: „Zarwohl, gnädige Frau, rund hunderttausend Mark.“

„Vor ganz kurzer Zeit aber betrug das Geld doch zweimalhundertfünfzigtausend Mark, ich weiß das zufällig“, schnell sagte es die Frau.

„Stimmt“, erwiderte Pohl freundlich, „aber vorige Woche holte sich mein Freund Alex ohne vorherige Kündigung den größten Teil des Geldes, einhundertfünfzigtausend Mark. Da er es eilig damit hatte, ließ ich sie ihm sofort auszahlen.“

„Die hundertfünfzigtausend Mark?“ fragte Frau Magda, als könne sie den Sinn der eben vernommenen Worte nicht recht erfassen. „Wozu bedurfte denn mein Mann eine solche Summe?“

Pohl zuckte mit den Achseln: „Ich wunderte mich auch und machte eine diesbezügliche Bemerkung, aber er erklärte mir mit vergnügtem Lächeln, er brauche das Geld zum Besten seiner Familie, doch halt“, er fuhr sich über die Stirn, „er sagte noch, ich möchte zu Ihnen und Ihrer Tochter nicht davon sprechen, daß er das Geld geholt, doch dies Verbot gilt wohl nicht über ein Grab hinaus“, beruhigte er sich selbst.

„Ich verstehe absolut nichts von alledem“, jetzt verließ Frau Magda doch ein wenig die äußerliche Ruhe, „und ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll, um zu erfahren, wo mein Mann das Geld gelassen hat. Im Testament ist von seinem gesamten Vermögen die Rede, das auf der Spreebank deponiert ist.“

„Vielleicht findet sich auch das Geld im Schreibtisch“, sagte Pohl fragend.

„Dort habe ich bereits gründlich nachgesehen“, erfolgte die Antwort und wie zu sich selbst, murmelte Frau Magda vor sich hin: „warum er das viele Geld abhob?“

Der Direktor erzählte noch einmal ganz genau, wann der Professor bei ihm gewesen, ebenso den Inhalt ihrer beiderseitigen Unterhaltung.

Aufmerksam folgte Frau Magda seinen Worten und als Pohl geendet, sagte sie langsam: „Die Reise nach Berlin, an die mein Mann kurz vorher noch gar nicht dachte, befremdete mich sofort. Angeblich wollte er dorthin Bild erwerben, auf das man ihn auf-



General von Bissing. (Mit Text.)
Phot. Nicol. Versheid, Berlin.

merksam gemacht hätte, aber als er zurückkehrte und ich ihn nach dem Ergebnis der Reise fragte, wußte er im ersten Augenblick gar nichts von einem Bilde — später redete er sich allerdings heraus.“

Frau Magdas Stimme ward schwankend und unsicher: „Ich stehe vor einem Rätsel, Herr Direktor, vor einem großen Rätsel, das mir mein Mann noch nach seinem Tode ausgab, zu lösen.“ „Ich werde Ihnen dabei zur Seite stehen, meine teure, gnädige Frau“, beinahe zu warm kamen dem Manne die Worte vom Munde und beinahe zu lange drückte er seine Lippen auf die Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Da Sie im Schreibtisch weder das Geld noch diesbezügliche Papiere fanden“, begann der Direktor von neuem, „so muß man zuerst mit dem Justizrat einmal darüber sprechen, ob vielleicht eine Ahnung über den Verbleib des Geldes hat.“

„Auch er weiß nichts, sonst hätte er mir schon davon gesprochen“, die leichte Ungeduld stieg in Frau Magda auf und der Ton ihrer Worte ward lebhafter. „Der Justizrat äußerte gegenüber nur, daß er gleich mit fremderlei sei von der Hinterlassenschaft, auch er hätte eine höhere Summe vermutet. Wenn er irgend etwas über die fehlenden hundertfünfzigtausend Mark wüßte, hätte er mir sofort Mitteilung davon gemacht.“ Sie mußte plötzlich innehalten, es schüttelte sie wie ein Fieber, da es ihr mit einem Male aufs neue völlig zum Bewußtsein kam, in welchen ganz anderen Bahnen sich ihr Leben fortan bewegen müssen, wenn das Geld auffindbar blieb.

Als ob der Direktor ihre Gedanken erraten hätte, sagte er halblaut: „Sorgen Sie sich noch keine Sorgen, gnädige Frau, ich war Ihres Mannes Freund, ich wäre glücklich, auch für ein Freund sein zu dürfen.“

Abermals fühlte sich Frau Magda bewogen, dem Direktor die Rechte reichen und abermals preßten sich seine Lippen auf die zarte, parfümierte Hand. — In seinen Augen blipte Befriedigung auf, die verwöhnte Frau Magda würde ihn vielleicht nicht

freundlich aufnehmen, wenn er ihr in absehbarer Zeit sein Namen bot und sie bat, an seinem Reichtum teilzunehmen. Am liebsten hätte er das sofort getan, aber er war kein Jüngling mehr, der sich zu Überreibungen hinreißen lassen durfte. Er wäre es verfrüht gewesen, den Hoffnungen Ausdruck zu geben mit denen er sich trug.

Nach einer Weile sagte Frau Magda: „Ich kann doch un-

terlich in die Zeitung setzen lassen, daß ich demjenigen, der mir über den Verbleib des Geldes Auskunft geben kann, eine Belohnung zusichere.“ Ihre Lippen bebten nervös: „Das käme doch einer Bloßstellung meines Mannes gleich. Man würde lachen und Glossen darübermachen.“

„Gewiß“, bestätigte Pohl.

„Und im übrigen habe ich keine Ahnung, was mein Mann mit dem Gelde anfang“, redete sie weiter. „Sehen Sie, Herr Direktor, am Mittwoch in voriger Woche suchte Sie mein Mann auf, nicht wahr?“

„Allerdings“, kam die Antwort zurück.

„Am Donnerstag zahlten Sie ihm das Geld aus und am nächsten Tage, nachdem Sie mit ihm zusammen zu Wittna wie Sie mir vorhin mitteilten, reiste er wieder nach



Hauptmann Hartmut Baldamus. (Mit Text.)

„Ja wohl“, warf Pohl zustimmend ein. Frau Magda setzte ihre Ausführungen fort: „Am Bahnhotel Maurer meinen Mann ab, der an diesem Tage das Haus nicht mehr verließ. Am nächsten Vormittag war er mit meiner Tochter in der Galerie, am Sonntagabend empfing er Elses Bräutigam am Bahnhof und begleitete ihn dann abends spät noch ins Hotel.“ Sie schob aufstehend ihren Stuhl zurück und erregter klang das Folgende: „Es war mein letzter Ausgang. Ohnmächtig brachte man mich heim, mitten in der Nacht wedte mich Maurer, da lag mein Mann bereits in Fieberphantasien. Zum Bewußtsein ist er überhaupt nicht mehr gekommen.“ Sie legte die Hand über die Augen. „Wo ist nun eine Bräute, wo etwas Auffallendes, das einen aufmerksam machen könnte, daß man sich jagt, da oder dort kann das Geld geblieben sein.“ Ihre Hand sank langsam wieder herab. „Ich habe mir ja schon den Kopf zermartert mit dem Gedanken darüber. Man könnte toll werden.“ Sie atmete schwer und fast stoßweise preßte sie hervor: „Aber mir ist's, als sehe ich doch etwas, was mich ruhig werden läßt“, — sie brach ab, sie schien sich zu scheuen, weiter zu sprechen. Heinrich Pohl meinte, Magda Berner niemals so schön gesehen zu haben, als eben jetzt. Ein leichtes Rot schimmerte unter ihrer matten Haut und ihre Augen leuchteten eigentümlich. Das tadellos gearbeitete schwarze Kleid mit dem breiten Kreppeinsatz umschloß sie in den Fingern, die erregte Frau an sich zu reißen und ihr zuzurufen: „Verbrich dir dein Köpfchen nicht, lade alles, was dich quält, auf mich ab, ich will dir deinen Lebensweg bequem glätten, daß kein Steinchen deinen zarten Fuß belästigen soll!“

Am Bahnhotel Tage das Haus



Dr. Ludwig Zamenhof,
Erfinder der Esperanto-Sprache. (Mit Text.)

Aber ein Heinrich Pohl tat dergleichen nicht. In ruhiger Haltung sagte er sanft: „Liebe, gnädige Frau, vertrauen Sie sich mir an, was Sie mir auch sagen werden, ich bewahre es gleich einem Priester das Beichtgeheimnis.“

Noch schwankte die schöne Witwe, ob sie von dem, was sie bewegte, reden sollte, dann aber siegte das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und sich wieder in den vorhin innegehabten Stuhl niederfallend, meinte sie: „Am Sonntag soll sich meine Tochter offiziell mit Walter Bernikow verloben, mein Mann wünschte die Verlobung, und nun bedrücken mich Zweifel, ob ich die Verlobung Elses überhaupt zugeben darf, mit einem Menschen, gegen den ich einen sehr häßlichen Verdacht hege.“

„Gnädige Frau, Sie wollen doch nicht andeuten —“ stammelte der Direktor verblüfft.

„Andeuten“, lächelte Frau Magda gezwungen, „ja, ich möchte behaupten, daß das Verschwinden des Geldes nur mit Bernikow im Zusammenhang stehen kann.“

„Aber liebe, gnädige Frau“, der Zuhörende schaute etwas betroffen dazwischen.

„Ich habe von Anfang an keine besondere Sympathie für den Herrn gehabt“, sprach die Witwe des Professors und sah dabei auf ihre Hände, die ihr wie große, weiße Blumenblätter im Schoße ruhten. „Ich war sehr gegen ein

Verlöbniß meiner Tochter mit ihm, aber mein Mann unterstüßte die beiden und mit seiner Hilfe wurde ich überstimmt. Gut“, sie senkte, „ich gab nach, ich wollte das Glück Elses nicht untergraben. Aber nun starb mein Mann plötzlich. Ohnmächtig brachte man ihn heim, nachdem er vorher einen Nervenanstfall erlitten, wie der Arzt feststellte.“ Und ganz langsam glitten die nächsten Worte hinterher: „Nur Walter Bernikow kann erzählen, was meinen Mann so entsetzlich erregte, nur er“, und flüsternd,



In süßem Nichtstun. Nach dem Gemälde von J. Adam. Verlag der Photographischen Union in München. (Mit Text.)

als wage es sich nicht ganz hervor, froch es nach: „Walter Bernikow weiß vielleicht auch, wo das Geld geblieben ist.“

Heinrich Pohl saß schweigend, er vermochte im ersten Augenblick wirklich nichts auf das eben Vernommene zu entgegnen. Er rief ja nicht viel von dem Ingenieur, flüchtig hatte er ihn am Begräbnistag kennen gelernt, aber er machte ihm einen durchaus günstigen Eindruck, wie er auch damals Frau Magda bekannte. Ernst wiegte er den Kopf ein paarmal hin und her. „Gnädige Frau, Ihr Vorurteil gegen den Herrn läßt Sie Dinge sehen, die es gar nicht gibt.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Frau Magda, „auch ohne mein Vorurteil wäre ich jetzt mißtrauisch geworden.“ Ihre Stimme sank wieder zum Flüstern herab. „Was mein Mann mit dem Gelde vorhatte, weiß ich ja nicht, Sie sagten, er hätte zu Ihnen geäußert, er brauche es zum Wohle seiner Familie, — möglich, daß er Gelegenheit hatte, es irgendwo gewinnbringend anzulegen, — jedenfalls aber muß mein Mann, da er Walter Bernikow ins Hotel begleitete, das Geld bei sich gehabt haben.“

Sie machte eine kleine Pause, gleichsam dadurch das Folgende stärker hervorhebend: „Wenn er das Geld daheim gelassen, hätte es sich irgendwo gefunden.“

Sie setzte sich gerade auf und ihre Augen kniffen sich ein wenig zusammen, ein listiger Ausdruck trat dadurch in das schöne harmonische Antlitz. „Trug aber mein Mann das Geld bei sich, so wäre Bernikow der einzige Mensch, der wissen müßte, wo das Geld blieb. Nicht wahr, Herr Direktor, das leuchtet Ihnen ein?“ Tief ansetzend sank die Sprechende in ihren Stuhl zurück und ruhig vollendete sie: „Er schweigt über das, was meinen Mann in jener Nacht so erregte und weshalb schweigt er, wenn er nicht selbst ein Interesse daran hätte.“

Der Direktor machte eine bedenkliche Miene, immerhin vermochte er es nicht, das Gehörte so ohne weiteres abzuweisen oder durch eine Gegentende zu zerstreuen. Das, was die schöne Frau vorgebracht, entbehrte keineswegs einer gewissen Logik, aber er konnte sich auch nicht entscheiden, sich direkt ihrer Meinung anzuschließen. Endlich sagte er leise, sich ein wenig näher zu Frau Magda hinüberneigend: „Sie denken also, zwischen den zwei Männern könnte ein Streit, vielleicht des Geldes wegen, gewesen sein, in dessen Verlauf sich Bernikow das Geld aneignete?“

Die schwarzgekleidete Frau nickte. „Mein Mann sprach ihm vielleicht von dem Gelde, das er bei sich trug, möglicherweise kam die Mitgift in Frage.“

Aber gnädige Frau, liebe, gnädige Frau, Sie gehen jetzt doch entschieden zu weit. Wie ein Mitgiftjäger sieht der junge Mann nicht aus und,“ jetzt wich seine erste Verstärkung, die ihn so unsicher werden ließ, „nein, wie ein Straßenräuber sieht er auch nicht aus. Ich bin überzeugt, Sie sind in einem bösen Irrtum befangen. Ich bin sicher, das Geld findet sich. Ich will gründlich darüber nachdenken, wo und wie man nachforschen könnte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Eisene Kreuz als Brautwerber.

Erzählung von M. Knecht-Schöna. (Nachdruck verb.)

Unter den dunklen Bergen des Frankenwaldes wollte Frau Sonne jeben in ihr Purpurbett steigen, da begann sie sich eines Besseren und küßte noch schnell zur „Guten Nacht“ die altehrwürdige Mantelburg, die über dem oberfränkischen Dörfchen Lauenstein in stolzer Einsamkeit thront. Die altergrauen Mauern der mächtigen Feste erglühten unter diesem Ruffe und hoben sich noch lange, rosagelblich leuchtend, edel in allen ihren Linien, von den sie umgebenden dunklen Tannenwäldern und Bergen ab.

Auf der breiten Fahrstraße tief drunten im Tale, wo die Loquith, das muntere Thüringer Waldflöß, ihre schäumenden Wellen dahinjagt, kamen drei junge Mädchen singend dahergewandert. Zwei davon gehörten zur Kunst der Wandervögel und führten Zupfgeigen auf dem Rücken mit sich. Das dritte war modisch und vornehm gekleidet und trug auf schlankem Halbe sehr stolz und selbstbewußt ein dunkelhaariges Köpfchen. Jetzt hob es die Augen — klare, dunkelblaue Sterne —, blieb stehen und stieß ein: „Ah!“ der Bewunderung aus. „Wie zauberisch! Das ist Ihre Märchenburg, von der Sie mir so vorschwärmten?“

„Ja, das ist Burg Lauenstein“, nickte Berta Kleving, während ihre Blicke wie trunken an der leuchtenden Feste hingen. „Steht sie nicht da wie die Gralsburg im Parzival?“

„Und haben wir Ihnen zuviel erzählt, Fräulein Volkmar?“ erkundigte sich Helene Schumann, der andere Wandervogel.

„Nein, ganz gewiß nicht!“ erklärte Irene Volkmar. „Und ich danke Ihnen sehr für diese Anregung, diesen Absteher zu machen. Ich wäre sonst, wie schon so oft, ahnungslos an all dieser Schönheit vorbeigedampft. Aber unnahbar uns in Schritten

holl diese Gralsburg uns doch nicht werden. Also vorwärts! Mich lüftet's sehr nach einem Blick von jener Feste ins Loquith, ehe die Dämmerung hereinbricht.“

Zwanzig Minuten später betraten die drei Mädchen den gastlichen Burgfried, bestellten zwei Zimmer für die Nacht und ein warmes Abendessen, dann flogen sie noch einmal aus, um einen Blick in den dämmrigen Burghof zu werfen und von der Zinne ins tiefe Tal hinabzuschauen, wo über dem Loquith schon die Nebelströme ihre weißen Schleier spannten. Ein kalter Wind wehte vom Rennstiege herüber und am tiefblauen Nachthimmel blinkten die ersten Sterne auf.

„Wie schade, daß es Oktober und nicht Mai ist!“ rief Irene Volkmar bedauernd aus.

„Ja, und daß wir nicht Vollmond haben!“ meinte Berta Kleving. „Dann erst kann man hier so recht in Romantik schwelgen.“

„Sei nicht undankbar, Berta“, mahnte Helene Schumann. „Der Lauenstein ist immer schön und eigenartig, und wir wollen froh sein, daß wir ihn so nahe haben, um ihn öfters am Sonntag besuchen zu können.“

„Wie beneidenswert!“ rief Irene Volkmar aus. „Ich wünschte auch in Jena ansässig zu sein, um schnell einmal hier herüber fliegen zu können. Na, eine Weltreise ist's von Schlesien aus auch nicht. Jedenfalls bin ich nicht zum letztenmal hier.“

In der großen, wohligh erwärmten Halle fanden sich zum Abendessen die wenigen noch vorhandenen Gäste. Am großen runden Tische der einen Rische saßen einige Feldgrauen, die oben zur Erholung weilten. Dort ging es besonders lustig, denn einer der morgen abreisenden Gäste hatte ein Faß des guten bayerischen Bieres gestiftet. Volks- und Soldatenlieder wurden gesungen, und die beiden Wandervögel ließen sich lange bitten, von ihrer Kunst etwas zum Besten zu geben.

Auch der Burgherr sang mittelalterliche Volkslieder zur Geige, und Irene Volkmar sah mit großen Augen auf das Treiben und kam sich wie verzaubert vor.

Der schöne Sonnenuntergang, die blinkenden Sterne hatten gezogen: es wurde kein schöner Sonntag. Der Herbststurm heulte die alte Burg und Regenschauer prasselten gegen die Fensterscheiben. Aber Helene Schumann hatte recht: der Lauenstein war immer schön und eigenartig. Er bot in seinen Räumen eine solche Fülle des Sehenswerten, daß die Zeit wie im Fluge verstrich und für die beiden Wandervögel viel zu früh die Trennungsstunde schlug. In ihre Regenumhänge gehüllt, Kapuze über den Kopf gezogen, wanderten sie gegen die Talabwärts. Irene Volkmar aber blieb, vertauschte nur ihr Zimmer im Burgfried mit einem der ganz alten in der Burg, eine Drahtnachricht auf, die ihren bereits nach Nürnberg gereisten Koffer zurückberief und verkündete dem Burgherrn, daß sie gedulde, längere Zeit auf der Burg zu bleiben.

„Können Sie mich nicht als Schülerin einstellen, Herr Doktor?“ fragte sie ihn ganz unvermittelt.

Er sah sie erstaunt an. Soeben hatte sie eins der besten Zimmer für längeren Aufenthalt gemietet und nun diese bare Frage!

„Bedauere sehr, gnädiges Fräulein, aber mein Stab an solchen Hilfskräften ist vollzählig. Auch kommt jetzt für die stille Zeit, wo nur wenige Gäste zu erwarten sind“, antwortete er ausweichend.

„O, Sie haben mich mißverstanden, Herr Doktor! Ich bin doch der Wirtschaftsschülerin meinte ich, sondern als ihr Lehrling im Burgenausbau und -einrichtung. Wie ich sehe, Sie dafür eine ganz besondere Begabung. Es ist erstaunlich, Sie hier geschaffen haben! Ich wünsche mir von meinem eine Burg und deshalb möchte ich bei Ihnen in die Lehre gehen.“

Der Burgherr wußte nicht, sollte er das junge Ding bei sich, das von einer Burg wie von Pfefferkuchen sprach, sich zu Weihnachten wünscht, auslachen oder ernsthaft mit ihr. Aber Irene Volkmar trat so bestimmt und selbstbewußt, sprach so klar und unverfälscht ihre Ansichten aus, ganz unbeeinträchtigt durch die Fülle der Dinge, die sie umgab, daß er sich schließlich entschloß, sie doch wohl als Persönlichkeit gelten lassen mußte. Und sie gar nichts von einer Hochstaplerin an sich, gab sich sehr einfach als „Hauswirthin aus Breslau“ eingeschrieben.

Der Burgherr beschloß, die Sache scherzhaft aufzusassen. Bunsch entbehrt entschieden nicht der Eigenart, aber Herr Papa auch geneigt sein, ihn zu erfüllen.“

„Ach der!“ klang's halb lachend, halb ärgerlich aus dem Mädchenmunde. „Weil er mir einen Herzenswunsch nicht nach versagen muß, tut er sonst alles, was ich begehre, das hat auch weiter nichts zu sagen bei ihm. Geld hat er und ich bin sein einziges Kind.“

„Und Ihre Frau Mutter?“

„Ist tot.“

Ein Schleier legte sich über die blauen Mädchenaugen und den trostigen Mund zuckte es schmerzlich.

„Wäre sie noch am Leben, hätte ich nicht auszureißen brauchen.“

„Oho, also so steht's? Wie alt ist man denn eigentlich, mein Junge?“

„Siebzehn gewesen!“

„Ich dachte es mir. Aber wissen Sie auch, daß ich Minderjährige ohne Erlaubnis des Vaters nicht in die Lehre nehmen darf?“

„Na, dann drahten Sie eben um die Erlaubnis an meinen alten Herrn“, erwiderte sie sorglos. Aber ein bißchen flunkern mußten Sie mir schon zuliebe, und mich als Kochschülerin anmelden. Dann gibt der liebe Alte unbedingt seinen Segen dazu.“

„Verzeihen Sie, aber so ganz zweifellos will mir das nicht scheinen.“

„Ach, nur nicht schwerfällig sein, bester Herr Doktor! Drahten Sie im angebotenen Sinne. Er wird sich dann am Fernsprecher melden und Sie werden ja sehen, daß ich recht habe.“

„Und der Burgherr, den die Sache anzu belustigen, tat ihr den Willen.“

„Nicht, nach etwa zwei Stunden meldete sich Herr Volkmar aus Breslau am Fernsprecher, befragte sich beim Burgherrn nach den näheren Bestimmungen, erklärte dann ohne weiteres damit einverstanden und wünschte seine Tochter zu sprechen.“

„Der Burgherr nun aber in der Känglei auftrag gab, sofort als Eilbrief eine Handschrift der „Erholungsstätte Burg Woldemar“ an Herrn Volkmar abzusenden, um sie in gemachter Verzweiflung die Hand und hat ihn inständigst, dann erst Stelle mit der, stets vorhandenen Fahrkarte auf die Burg“ zu streichen.“

„Somit kommt er übermorgen angelangt“, erklärte sie mit einem ganz unglücklichen Gesichte.

„Aber er liest, daß er auf Schulters Kappen den Burgherrn besteigen muß, läßt er's bleiben. Er wiegt nämlich zweiundzwanzig Pfund.“

„Das kam so drollig heraus, daß der Burgherr hell anlachten.“

„Das war ja eine kostbare Sorte von Haustochter, die der Zufall ins Haus geweht hatte. Der mußte er doch gehörig auf den Zahn fühlen. Er lud sie in dieser Absicht zu einem Spaziergang ein und entlockte ihr dabei wirklich alles, was zu wissen wünschte.“

„Sie war die Tochter eines oberschlesischen Adligen, hatte sich mit dem Vater wegen eines Liebesverhältnisses mit einem armen Abtügen überworfen, weil ihn der Vater als Mitgiftjäger bezeichnet und seine Einwilligung verweigert hatte.“

„Auf des Burgherrn Frage, was der junge Herr zu antwortete sie ziemlich kurz angebunden: „Nun, was eben einer tut, wenn er das Fliegen lernt.““

„Und als der Burgherr, einen Doppelsinn heraushörend, sagte sie hinzu: „Ich als Flieger auf dem westlichen Kriegsschauplatz.““

„Jenes Behauptung hatte sich abermals als wahr erwiesen.“

„Zwei Tage langte Herr Volkmar an; denn der Burgherr ließ zu einer Fälschung seiner Anzeige natürlich nicht veranlassen.“

„Obgleich der alte Herr bis vor den Burgherrn gefahren war, er doch sehr erschöpft und katzbäumig an, schalt auf sein Mädchen, das ihn durch diese Reise einem Schlaganfall ausgesetzt habe, aber dabei so strahlend an und verliebt, daß man's nicht verargen konnte, wenn sie sein Schelten nicht ernst nahm.“

„Der zog er dann den Burgherrn beiseite und fragte: „Was sagen Sie zu der Göte, Herr Doktor? Anstatt zur Burg Woldemar zu fahren, um sich dort auszuboden und sich auf einmal das Kochen lernen. Abgesehen, der erste vergebliche Versuch, den sie bisher hatte. Sonst liebte sie nur Pferde, und den Sport.““

„Etwas anderes auch noch“, warf der Burgherr lachend ein. „Freilich! Also das hat sie Ihnen schon anvertraut? Um was willen Sie ihr einziges Kind, solch ein Kernmädchen, so leicht dem ersten besten Mitgiftjäger an den Hals zu werfen? Damit der Leichtfuß mein sauer verdientes Geld verdirbt und seine hochwürdige Sippe meine Tochter — von mir zu reden — womöglich noch über die Achseln ansieht?“

„Auf den Reinen reitet — sie würden in kürzester Frist die galoppierende Schwindsucht kriegen. Nein, nicht in die Hand! Und wenn das Mädchen noch so sehr bodt und trotzt. Einmal wird sie doch vernünftig werden und einsehen, wie gut es der alte Vater gemeint hat, wenn er sie nicht dem ersten besten Tagediebstahl zur Frau gibt, nur weil er ein hochgeborener Graf ist. Daß sie nun hier oben bleiben und das Kochen lernen will, ist mir sehr recht! Und auf Sie, Herr Doktor, darf ich wohl rechnen, ich meine, was das Kopfschütteln des verliebten Krotts anbetrifft.“

„Eine Woche hielt es Herr Volkmar auf dem Lauenstein aus, aber dann packte ihn die Unrast. Er behauptete, diese ewige Bergkrazerei nicht länger vertragen zu können. Ohne Bewegung fühle er sich nicht wohl, und wenn er nun oben um die Burg herumgehe, befürchte er, die Schöpsdrehre zu bekommen. Seine Tochter empfand seine Abreisegefühle als Befreiung. Durfte sie dann doch die verwünschte Kochschürze, die sie wohl oder übel hatte anlegen müssen, um ihrem Verbleiben auf der Burg einen sichhaltigen Grund zu geben, abstreifen. Dem in seine Einzige eben ganz vernarrten Vater hatte es noch nie im Leben so gut geschmeckt, als hier oben auf der Burg, weil Irene angeblich mitgelacht hatte. In Wahrheit hatte sie in der Küche nur allerhand Unfug getrieben, so daß die Köchendame auf die Abreise des alten Herrn berechnete Hoffnungen setzte.“

„Am Abend vor seiner Abreise, als man nach Eingang der Abendpost sich in die neuen Zeitungen vertiefte, stieß Irene auf einmal einen Freudenstrei aus und stürmte, die „Tägliche Rundschau“ wie eine Siegesfahne schwenkend, auf ihren Vater los, daß dem vor Schreck der Kneifer von der Nase glitt und auf dem Fußboden zerbrach.“

„Väterchen, elendiglich geschlagen und nun ganz auf Gnade oder Ungnade in meine Hand gegeben bist du!“ rief sie jauchzend aus, verstrickte den Fassunglosen in ihre Arme und drückte und küßte ihn so heftig, daß ihm Hören und Sehen verging.“

„Bist du toll? Laß mich los, ich ersticke ja!“ schrie der alte Herr, mit Armen und Beinen strampelnd, um sich der stürmischen Liebkosungen seiner „Einzigen“ zu erwehren. Er stellte den Unband zur Rede, was dieses Gebaren denn zu bedeuten habe.“

„Irene, selbst ganz atemlos, rollte die Zeitung eng um den Hals und handhabte sie nun wie einen Feldherrnstab.“

„Also aufgepaßt, Väterchen! Wer hat erklärt, vor keinem angeborenen Adel und erblichen Titel, sondern nur von adliger Tat und persönlicher Tüchtigkeit Achtung zu haben? Du!“

„Sie tippte mit dem Zeitungshalter auf seine Brust, so daß der ohne sein Augenglas blöde blinzelnde alte Herr zusammenfuhr.“

„Weiter! Wer hat behauptet, daß auf ihn in diesem fürchterlichen Weltkriege nur der Kampf der Flieger wahrhaft Eindruck mache und als einzig ritterliche Kampfesweise erscheine, zu der wahrer Mut und Fähigkeit gehöre? Du, der sogenannte Hüttenkönig und Herr über tausend Arbeiter über und unter der Erde!“

„Nun zeige, daß es dir ernst mit deinen Erklärungen ist. Herr Doktor, bitte, lesen Sie meinem Vater diese wenigen Zeilen vor, mir würde er am Ende seinen Glauben schenken und er selbst kann sie nicht lesen, weil seine Augen unter dem Tische liegen.“

„Sie deutete dabei auf den zerbrochenen Kneifer, reichte dem Burgherrn die Zeitung hin und wies ihm mit dem Zeigefinger die betreffende Stelle.“

„Der Doktor trat näher an den Tisch heran und las vor: „Der bekannte Herrrentier, Graf Woldemar von Distelfingen, ist für seine hervorragenden Leistungen im Luftkampfe mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet worden. Seine Majestät der Kaiser bestellte persönlich das Ehrenzeichen an die Brust des tapferen Fliegers, von dessen Unererschrockenheit und Wagemut noch Großes zu erwarten steht.““

„Die Arme über der jungen, heftig atmenden Brust verschränkt, mit siegesbewußt blühenden Augen und vor Freude hochroten Wangen, stand das junge Mädchen vor ihrem Vater und fragte: „Was sagst du nun, alter Herr? Wirst du nun Wort halten und deinen Segen dazu geben, nun Woldemar bewiesen hat, daß er noch anderes kann, als Rennpferde zu Tode hetzen? Oder müssen wir noch warten, bis er das andere Dingsda, du weißt schon, was ich meine, den Pour le Mérite erwirkt hat?““

„Sie machte Miene, den Vater von neuem zu umarmen. Doch der gewichtige kleine Herr zog die Knie hoch, streckte abweisend die Arme aus und rief mit überschnapper Stimme: „In Gottes Namen draht dein Leichtfuß mein Jawort, nur drück mir nicht noch einmal den Atem ab.““

Bergierbild.



Wo ist das Kind, welches die Schwäne füttert?

"Hurra!" schrie Irene, in die Hände klatschend. "Und nun laufft du mir auch eine Burg am Rhein und der Doktor hier muß sie mir ausbauen helfen!"

"Eine Burg? Eine Burg am Rheine?" stotterte Herr Volkmar verblüfft. "Ja, wozu denn nur?"

"Wozu? Damit die künftigen 'Reichthümer' einen standesgemäßen Stammsitz haben, dazu, Goldväterchen, dazu!"

Unsere Bilder

Deutsche Kriegskinder in der Kieler Frauenklinik. Unter den sozialen Aufgaben, die der Krieg in erhöhtem Maße uns stellte, steht das Gebiet der Fürsorge für die Kriegskinder mit in erster Reihe. Überall ist schaffensfreudige Liebe am Werke, den Kleinsten, die die Träger der deutschen Zukunft sind, die beste Pflege angedeihen zu lassen; ein schöner Trost und eine Beruhigung auch für die an den Fronten kämpfenden Väter.

Generaloberst Fehr. v. Bissing, Generalgouverneur in Belgien, starb im Alter von 71 Jahren. Er war einer der schneidigsten und tüchtigsten Offiziere der deutschen Armee, wurde im Jahre 1907 aus persönlichen Gründen zur Disposition gestellt, später aber mehrfach unter anderem durch Berufung ins preussische Herrenhaus ausgezeichnet. Ein großes Wirkungsfeld eröffnete sich ihm, als er als Nachfolger Fehr. v. d. Goltz zum belgischen Generalgouverneur berufen wurde, ein schwieriges Amt, auf dem er eine bedeutungsvolle und außerordentlich fruchtbare Verwaltungsarbeit leistete.

Fliegerleutnant Hartmut Baldamus, einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, stieß im Luftkampf mit einem feindlichen Flugzeug zusammen und stürzte ab, nachdem er bisher 18 feindliche Flugzeuge abgeschossen hatte. Er wurde am 10. August 1891 in Dresden geboren und besuchte dort das Gymnasium. Sein großes Interesse für Maschinentechnik veranlaßte ihn auch, sich diesem Studium zuzuwenden. Im Sommer 1914 ging er zum Erlernen des Fliegens nach Johannisthal. Kurz vor Ablegung der Pilotenprüfung brach der Krieg aus. Baldamus meldete sich sofort bei der Fliegertruppe, wurde im September 1915 zum Leutnant befördert und war die ganze Zeit über einer der hervorragenden unter denen, die die Luftwacht an der Westfront halten.

Dr. Ludwig Zamenhof, der Erfinder des Esperanto, ist in Warschau gestorben. Er war 1859 in Bialystok geboren und von Beruf Augenarzt. Im Jahre 1887 trat er mit seiner neuerschundenen Weltsprache, die infolge ihrer leichten Erlernbarkeit sowie ihrer ganzen Zusammenfassung nach alle früheren Versuche auf diesem Gebiete übertrifft, an die Öffentlichkeit. Jedenfalls kam sie dem in der Zeit des Friedens vorhandenen Bedürfnis nach einer Erleichterung des internationalen Verkehrs weit entgegen. Der Ausbruch des Weltkriegs hat die völkerverbindende Esperantobewegung erheblich geschädigt.

In süßen Nichtstun. Umgeben von üppigem Gras und Blumen, umgault von bunten Schmetterlingen, liegt Frau Meze, "faul behaglich" an einem der wärmsten Plätze des Gartens, sorgend, daß die Sonne ihr süß erwärmend auf den Kopf schien, — ein Hochgenuss für eine Kassenseele. Auf dem Grase neben dem Rechen hat sie die große, saubere Schürze, gerade an der sonnigsten Stelle, entdeckt, sie mit einem Kennerblick genauer Prüfung unterworfen und der Ehre würdig erachtet, auf ihr ihren philosophischen Kaugedanken nachzuhängen, unbekümmert um die beiden sorglos dreinschauenden Kinderchen, denen das ganze Leben noch wie ein langer sonniger Maienitag erscheint voller Blumen, Schmetterlinge und Freude.

Allerlei

Gut gemeint. A.: "Sagen Sie mal, haben Sie denn so viel Vermögen, daß Sie jedem Ihrer vier Söhne zwanzigtausend Mark vermachen?"

— "I bewahre! Sie sollen bloß den guten Willen von mir sehen."

"La France marche à la tête de la civilisation", sagen die Franzosen in begehrter Liebe zu ihrem Lande, die bei allen Personen aller Stände und jeden Geschlechts zu beobachten ist. Aber diese Vaterlandsliebe hat etwas Krankhaftes, da sie sich im ziellosen Eigendünkel über alle Nationen, besonders über die deutsche, erhebt. Als einmal eine hochgebildete Französin darauf aufmerksam gemacht wurde, rief sie begeistert aus: "O, man muß in Frankreich geboren sein, um zu wissen, was es heißt, Frankreich zu lieben." Dazu sagt Hans Jakob in seinem Reisevortage "Frankreich": "Ja, Voll von Frankreich, von Gott gesegnete und begnadigte Nation, die tut nicht Revanchekrieg und Siegeszwang not. ... Suche deine Größe nicht im Schlachtenruhm, den von Stolz und Herrschsucht verblendete Führer in dich hineingelegt, suche deinen Ruhm und dein Heil im Siege über dich selbst — und du wirst wieder bleibenden Frieden haben und Segen." H. B.

Vorherbestimmung. Der griechische Philosoph Xenon hatte den Gedanken zum Lehrsatz erhoben und seinen Schülern gründlich eingeprägt:

der Mensch dürfe sich um seine Zukunft keine Sorge noch unnötige Strengungen machen, denn sie sei ihm vor seiner Geburt schon von Göttern vorherbestimmt. Einmal hatte einer seiner Sklaven ihn bestochen und Xenon wollte ihn zur Strafe dafür von einem andern Sklaven prügeln lassen. Der Diener hatte nun, wenn er seinem Herrn und den Freunden bei Tische aufwartete, oft genug den neuen Grundsatze gehorchen und machte sich jetzt daraus eine Entschuldigung zurecht. "Verzeihen Sie mir, Herr," flehte er, "es ist nicht meine Schuld, daß ich zum Diebe worden bin — die Götter haben es so vorausbestimmt." Mühsam aber ihm der Philosoph entgegen: "Das wohl; doch haben sie dazu auch vorherbestimmt, daß du deine Prügel dafür haben solltest." Und er belam sie.

Gemeinnütziges

Für Netten ist scharfer und frischer Stallmist nicht geeignet. Halben Eimer voll verrotteten Mist zur Hand, so benutze man nur Kompost oder sandige, alte Mistbeerde, mit der die Stöcke dicht umlegt werden.

Um von Gemüsesaatbeeten den Schaden fernzuhalten, sei das Beimengen von Asche null empfohlen. Es hält den Boden fest und lockert und sichert den Pflanzen sonst freudigeres Gedeihen, so daß also indirekt die Fäule bekämpft wird, da er an schnell wachsenden gesunden Pflänzchen nicht die entweichenden Angriffsflächen findet.

Schlecht anwachsende junge Obstbäume sollte man nicht ohne weiteres wegrücken. Man nehme sie an einem trübigen, regnerischen Tage aus dem Boden, schneide die Wurzel nochmals nach und stelle sie über Nacht in Wasser. Nach erneutem Pflanzen und Gießen wird sich bald der Trieb zeigen. Man empfiehlt es sich, die Stämme mit Stroh umwickeln, das mit Lehm anzustreichen.

Sei stets höflich und lebenswichtig. Einem höflichen, lebenswürdigen Menschen wird man kaum eine Bitte verweigern. Im Gegenteil, man wird sich freuen, solchen in der Lage sein, die Bitte erfüllen zu können. Höflichkeit und Freundlichkeit ist der Schlüssel zum Menschenherzen. Darum sollen Kinder erzogen werden, daß sie bei einem Wunsch nicht fordern, sondern die Eltern um Erfüllung bitten. Wer höflich und lebenswichtig zu seinen Mitmenschen ist, wird im Leben vorwärts kommen. Er wird immer Freunde und Helfer finden. Unhöfliche, unliebende Menschen meiden jeder gern. M. M.

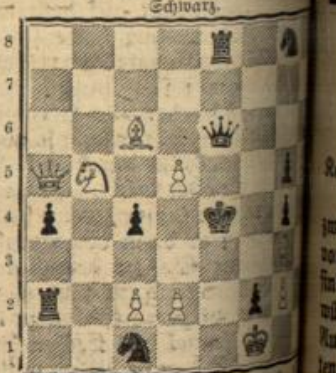
Billiger Topfstücken. 125 Gramm Margarine oder Butter, 1 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Zucker, 3/4 Liter Milch, 10 Gramm Backpulver, nach Belieben Rosinen oder Mandeln oder Zitronat und Pomeranzenschale. Man kann statt dieser Zutaten nur etwas abgeriebene Zitronen nehmen. Das Fett wird mit 2 Löffel Wasser schaumig gerührt und der Teig dann mit Mehl, Zucker und Milch gut durch einandergerührt und 1 bis 1 1/4 Stunde gebacken. B.

Amstel-Mästel. In nachstehender Figur sind die Buchstaben so umzustellen, daß sich folgende Namen ergeben: 1) Rotal. 2) Deutscher Klub. 3) Stadt in Preußen. 4) Stadt in Belgien. 5) Deutscher Flieger. 6) Stellung in Belgien. 7) Stadt in Polen. 8) Rebenstock des Redars. 9) Konsonant.



Sind diese Namen alle gefunden, dann ergeben sich in der waag- und senkrechten Reihe je ein bedeutender Fliegeroffizier. B. Schmalzried.

Problem Nr. 178. Von C. E. Linquist in Stockholm. Schwarz.



Weiße. Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer: Des Logogriphs: Brille, Grille. — Des Homonymas: Rachenrücken, Rachen. Des Silberrätsels: Ein guter Gesang wäscht den Staub vom Herzen. Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.